

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Franz Hericks: Neophyten im Oldenburger Münsterland

Franz Hericks

Neophyten im Oldenburger Münsterland

Als Neophyten oder Neubürger werden Pflanzenarten bezeichnet, die etwa seit 1500 mehr oder weniger beabsichtigt oder unbeabsichtigt in Europa eingeschleppt wurden und sich hier zum Teil sehr gut etabliert haben. Die Anzahl dieser Pflanzen einschließlich der so genannten „Unbeständigen“ liegt in Deutschland inzwischen bei über 500 Arten. Jährlich vergrößert sich diese Zahl während die Anzahl der Archäophyten (die Pflanzen, die schon vor ca. 1500 im Gebiet heimisch waren) sich ständig verringert.

Seit 1947 wird der Bestand und die Veränderung der Pflanzenwelt des Oldenburger Münsterlandes von Mitgliedern des Naturkundeausschusses des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland sehr genau beobachtet und natürlich auch aufgezeichnet. Der Pionier dieser Pflanzenbeobachtungen ist zweifelsohne der leider schon 1992 verstorbene Johannes Wagner. In der von ihm angelegten Pflanzenkartei für den Landkreis Vechta und Umgebung, die er gemeinsam mit seinen Mitstreitern führte, lässt sich die Etablierung einiger Neophyten sehr genau verfolgen. Die Pflanzenkartei ist somit ein sehr wichtiges Dokument zur Einwanderung und Verbreitung neophytischer Pflanzenarten in unserer Heimat, dem Oldenburger Münsterland.

Einige dieser so genannten gebietsfremden Pflanzenarten sind eine ernsthafte Bedrohung, nicht nur in gesundheitlicher, sondern auch in pflanzensoziologischer Form. Während sich gesundheitliche Probleme für die Menschen bisher nur an zwei Arten festmachen lassen, sind wirtschaftsschädigende und naturverändernde Problempflanzen eine Bedrohung, die ständig wächst.

Die Herkunftsgebiete der Neophyten sind über die ganze Erde verstreut. Besonders viele Arten sind aus Amerika und aus Südeuropa eingewandert, eingeschleppt oder sind auf anderen Wegen hier zu uns gekommen. Selbst aus Australien finden sich im Oldenburger



Münsterland Pflanzenarten, und auch aus dem afrikanischen und asiatischen Raum haben zahlreiche Arten den Weg zu uns gefunden.

Problemneophyten in landwirtschaftlichen Flächen

Der großflächige Maisanbau mit seiner intensiven Düngung hat schon immer ein massives (Un)krautproblem gehabt. Mit der inzwischen sehr fortgeschrittenen Klimaerwärmung und der damit verbundenen Umgestaltung der Pflanzenwelt wird dieser Aspekt immer umfangreicher. Der Mais ist ein Getreide mit einem hohen Wärmebedürfnis. Im Gegensatz zu anderen Getreidearten, die rasch in der Fläche den Boden bedecken, keimt der Mais erst Anfang Mai und braucht relativ lange, um bodenbedeckende Ausmaße zu erreichen. Ideale Bedingungen für verschiedene Hirsearten, die gerade in Maisfeldern in den letzten Jahren eine explosionsartige Ausbreitung erfahren. Besonders bedrohlich sind knollentragende, und somit schwer zu bekämpfende Arten. Dazu zählen Topinambur (*Helianthus tuberosus*) und die Erdmandel (*Cyperus esculentus*).

Mehr noch als *Helianthus tuberosus* gilt *Cyperus esculentus* als das Schreckgespenst besonders in den heimischen Maisfeldern, aber auch auf anderen Äckern. In einer Beilage der Nordwest-Zeitung (Nordwest-Heimat Nr. 23) wird die Erdmandel 1965 noch als wertvolle Gartenpflanze (Kulturform) beschrieben, die im Gemüsegarten unbedingt angebaut werden sollte. Hoffentlich wurde dieser Rat nur wenig beachtet. Schon 1989 wird in den „Osnabrücker Naturwissenschaftlichen Mitteilungen“ in einem mehrseitigen Aufsatz („Die Erdmandel (*Cyperus esculentus* L.) – ein neues Unkraut in Mais“ von Claus Schroeder u. Marion Wolken) sehr intensiv auf die Schadenswirkungen und mögliche Bekämpfungen von *Cyperus esculentus* eingegangen. Am 30.03.1990 befasste sich die Zeitung „Die Welt“ mit der Erdmandel. „Fachleute warnen vor einem eingewanderten Unkraut“, so die Überschrift eines längeren Artikels. Damals wurde nochmals auf die befallenen Maisäcker im Gebiet um Damme hingewiesen, die schon in der vorgenannten Arbeit Ziel ökologischer und soziologischer Untersuchungen waren. Die Zeitung „Osnabrücker Land“ geht in einem Artikel am 09.09.1999 (Babette Rüscher) schon von einem Vordringen der Art bis Vechta aus. Dieser Befund wird auch von Thomas Gregor in einem Aufsatz mit dem Titel „*Setaria faberi* Herrm. und *Echinochloa*



muricat (P. Beauv.) Fernald in Mais-Äckern um Vechta“, bestätigt (Osnabrücker Naturwissenschaftliche Mitteilungen Band 32).

Heute, im Jahr 2015, hat die Erdmandel inzwischen Maisäcker im gesamten Oldenburger Münsterland erobert. Der nördlichste Verbreitungspunkt im Landkreis Cloppenburg liegt nach meiner Kenntnis derzeit in Bösel in der Nähe des Kronsberges (Willenborg 2012). *Cyperus esculentus* gehört zu den sehr schwierigen und gefährlichsten Unkräutern, die derzeit massiv die Ernten und damit die Existenz von vielen Landwirten bedrohen. Die oft mehrjährigen Bekämpfungsmethoden sind im Regelfall erfolglos, solange Lohnunternehmer mit ihren ungereinigten Fahrzeugen von einem Acker zum anderen Acker fahren. Diese mangelnde Hygiene scheint auch ein Grund für die massive und aggressive Ausbreitung der Art zu sein.



Abb. 1: Dichter Erdmandelbestand auf einem Acker in Dinklage (2014); der Mais ist in seiner Entwicklung stark beeinträchtigt.

Die Erdmandel ist inzwischen weltweit bis auf wenige Ausnahmegebiete verbreitet. Die Herkunft dieser Grasart aus der Familie der Riedgrasgewächse, die sich hier im Oldenburger Münsterland verbreitet, wird von Dr. Heinrich Miesner, damaliger Leiter des Instituts für Pflanzenschutz der Landwirtschaftskammer Weser-Ems, mit dem

Ursprungsgebiet „Südafrika“ angegeben (Rüscher 1999). Holländische Populationen haben ihre Ursprünge dagegen in Süd- und Mittelamerika.

Die Erdmandel gehört zu den Ausläufergräsern. Sie wird etwa 60 bis 100 cm hoch. Die Farbe des Grases kann mit hellgrün angegeben werden. Die Blüten haben ein doldenartiges Aussehen und sind von hellgelber Farbe. Die Vermehrung erfolgt vegetativ. Das Rhizom bildet unter der Bodenoberfläche Bulben und Knöllchen aus. Während alle anderen Pflanzenteile der Erdmandel Temperaturen unter 0° C nicht überstehen, bleiben die Knöllchen auch bei tieferen Temperaturen keimfähig und treiben im Frühjahr aus.



Abb. 2: Blühende Erdmandel

Das Problem der ständigen Ausbreitung der Erdmandel sind die unterirdisch vorhandenen Knöllchen. Mit der Bodenbearbeitung werden diese Knöllchen jedes Jahr in tiefere Bodenschichten verlagert und können hier fast frostfrei überwintern und so immer wieder unbeschadet austreiben. Da die Knöllchen auch mehrjährige Ruhezeiten überstehen, und so auch nach Jahren noch immer keimen können, ist es fast unmöglich, dieser Plage Herr zu werden.

Eine noch nicht ganz so große Plage in den Maisfeldern unserer Heimat, dafür aber umso mehr in der freien Natur, ist der Topinambur (Topinambur ist auch richtig „*Helianthus tuberosus*“) aus der Familie der Korbblütler. Einer der vielen deutschen Namen dieser Pflanze ist die Ewigkeitskartoffel. Diese Bezeichnung sagt schon einiges aus über dieses Gewächs aus Mittelamerika. Wo es sich einmal festgesetzt hat, da wird man es so schnell nicht wieder los. Topinambur ist eigentlich eine wertvolle Kulturpflanze in vielen Sorten aus der zahlreiche Lebensmittel hergestellt werden. Allerdings verwildert sie sehr leicht und kann dann oft am Ort der Verwilderung in der freien Natur oder in landwirtschaftlichen Flächen zu einem echten Problem werden. Früher wurde der Topinambur auch gern als Wildfutteranteil verwendet. Wildfutterplätze sind deshalb häufig der Ausgangspunkt ausgedehnter Massenbestände. Von solchen Randlagen in Ackernähe gelang dann auch leicht der Sprung in die Wirtschaftsflächen. Zur Verbreitung beigetragen haben sicher auch Wühlmäuse. Wildschweine werden in diesem Zusammenhang auch genannt.

Problematisch ist die Pflanze in der freien Natur, weil sie massiv heimische Pflanzen verdrängt. Die Ausrottung an Ort und Stelle ist sehr schwierig. Schon kleinste Bruchstücke der Knollen reichen für eine Neuauskeimung. Topinambur hat eine rasante Wuchs- und Wucherkraft. Mit ihrem schnellen Wachstum nimmt sie den heimischen Pflanzen Licht und Raum und verdrängt sie so.

Topinambur wird bis zu drei Meter hoch. Im Herbst sterben die oberirdischen Pflanzenteile ab. Als Überwinterungsorgane werden Rhizome gebildet, deren Knollen unterschiedlich aussehen können (oft spindelförmig). Während die oberirdischen Teile nur geringe Minusgrade überstehen, können die Knollen selbst -30° C ertragen. Die Blätter und Stängel der Pflanze sind rau und behaart. Die zwittrigen Körbchenblüten mit ihren äußeren gelben Zungenblüten haben





Abb. 3: Massenbestand mit Topinambur in einem Maisfeld in Ramsloh-Hoheberg (2012)

einen Durchmesser von 4 bis 8 cm. Man kann sehr gut die Zuordnung zur Gattung der Sonnenblumen erkennen.

Seit einigen Jahren sind besonders die Maisfelder bevorzugte Exkursionsziele vieler Botaniker. Die Zusammensetzung der Unkrautgesellschaften hat sich durch den Klimawandel in den letzten Jahren sehr stark verändert. Diese Umstellung in den landwirtschaftlichen Flächen ist für den Botaniker sehr interessant. Wärmeliebende Hirsearten haben in den zurückliegenden Jahren großflächig die Äcker erobert und stellen die Landwirte vor neue Herausforderungen. Kaum hat man eine Unkrautgesellschaft erfolgreich bekämpft, steht die Wirtschaftsfläche im Focus einer neuen invasionsartigen Herausforderung, die natürlich auch wissenschaftlich erforscht und begleitet werden will.

Panicum capillare aus Nordamerika (Haarästige Rispenhirse), *Panicum dichotomiflorum* aus Nordamerika (Kahle Rispenhirse) oder *Panicum riparium* aus Nordamerika (Ufer-Hirse) waren vor einigen Jahren noch völlig unbekannte Arten auf den Äckern des Oldenburger Münsterlandes. Dazu gehören auch *Setaria faberi* aus China (Fabers Borstenhirse),

Setaria verticillata aus Südeuropa, Vorderasien, Nordafrika (Quirlige Borstenhirse) oder *Setaria verticilliformis* (Täuschende Borstenhirse), die ebenfalls aus diesen Regionen kommt. Auch *Echinochloa muricata* aus Nordamerika (Stachelfrüchtige Hühnerhirse) ist relativ neu im Gebiet. Diese Hühnerhirsenart kann leicht mit der Gewöhnlichen Hühnerhirse verwechselt werden. Besonders problematisch von diesen Hirsearten dürfte die sich zurzeit rasch verbreitende Quirlige Borstenhirse sein. Die Borsten der Ährenrispe tragen rückwärts gerichtete Stachelhaare, die wie ein Klettverschluss oft viele Ährenrispen miteinander verkleben und damit einige Probleme bei den Erntemaschinen verursachen können.

Problemneophyten mit gesundheitlichem Risiko für die Menschen

Zurzeit gibt es im Oldenburger Münsterland zwei Pflanzen, die als Risikoarten für die Gesundheit der Menschen eingestuft werden. Immer wieder wird in den Medien auf die Gefährlichkeit dieser Pflanzenarten hingewiesen. Die Beifußblättrige Ambrosie (*Ambrosia artemisiifolia*) und der Riesen-Bärenklau (*Heracleum mantegazzianum*) sind in einigen Ländern sogar meldepflichtig und werden mit staatlichen Programmen bekämpft.

Während der Riesen-Bärenklau seine giftige Wirkung erst bei Kontakten mit seinen Pflanzenteilen entfaltet, reicht bei der Ambrosie (Heimat: Nordamerika) das Einatmen weniger Pollen um starke allergische Reaktionen, ja sogar Asthma hervorzurufen. 1986 wurde diese Pflanze erstmals von Johannes Wagner in Lohne an zwei Stellen für das Oldenburger Münsterland festgestellt. Er vermutete damals eine Einschleppung über Hühnerfutter oder Vogelfutter und lag mit dieser Vermutung sicher richtig. Die eher unscheinbar aussehende Ambrosie erinnert in ihrem Aussehen an den hier oft verbreiteten Gemeinen Beifuß und könnte damit leicht verwechselt werden. Eine einzige Pflanze kann bis zu einer Milliarde Pollen produzieren. Eine allergische Reaktion wird schon mit 5 bis 10 Pollen ausgelöst. Besonders gefährdet sind Menschen mit schon vorhandenen Lungenerkrankungen.

Die Ambrosie wächst gern in Gärten oder auf Brachland, an Wegrändern, in Kiesgruben, Baustellen oder sonstigen frischen Kahlflächen. Im eigenen Garten sollte man besonders in der Umgebung von Vogel-



futterplätzen auf diese Pflanze achten. Wegen der Gefährlichkeit des Krautes sollte man schon die Jungpflanzen sofort entfernen. Eine Entfernung der Art im blühenden Zustand sollte eigentlich nur mit Handschuhen und Atemschutz erfolgen. Sinnvoll ist die anschließende Entsorgung in einer Schutzfolie über die so genannte schwarze Abfalltonne. Wer die Pflanze nicht kennt, kann sich im Internet auf zahlreichen Seiten ausführlich informieren.

Die Beifußblättrige Ambrosie kann bis zu 1,5 Meter hoch werden. Aus den gelben Blütenköpfen (in einer ährenartigen Traube) entwickeln sich bis zu 4.000 Samen, die im Boden etwa 40 Jahre keimfähig bleiben. Die Pflanze kann selbst mit ungünstigen Bedingungen fertig werden. In den letzten Jahren ist es zu einer starken Verbreitung auch im Oldenburger Münsterland gekommen. Wenn die Art im eigenen Garten auftaucht, sollte sie konsequent vernichtet werden. Damit die Verbreitung dieser Art auch weiterhin beobachtet werden kann, sollten Vorkommen auch dem Landkreis oder dem Naturkundeausschuss gemeldet werden.



Abb. 4: Die Blattform der Ambrosie ist deutlich zu erkennen (Bokelesch 2010).

Eine zweite Pflanze, die den Menschen in gesundheitlicher Sicht gefährlich werden kann ist der Riesen-Bärenklau (*Heracleum man-*

tegazzianum). Unübersehbar und imposant überragen seine riesigen Doldenblütenstände die heimische Vegetation. Seine wuchtigen Blätter bedecken große Bodenflächen und nehmen den kleineren heimischen Pflanzenarten das Sonnenlicht. Ursprünglich stammt dieser Krautpflanzenriese aus dem Kaukasus, hat sich aber inzwischen in ganz Europa und Nordamerika als Neophyt etabliert.

Innerhalb weniger Wochen wächst der Riesen-Bärenklau zu seiner imposanten Größe von fast drei Metern heran. Die Blätter erreichen im Schnitt eine Länge von einem Meter. Nach der Blüte stirbt die Pflanze ab, kann aber mehrere Jahre überdauern, wenn sie nicht geblüht hat. Im Schnitt produziert eine Einzelpflanze bis zu 20.000 Samen. Stickstoffreiche, feuchte Standorte sagen ihr besonders zu. In solchen Gebieten können sich dann sehr große Reinbestände bilden, die schwer zu bekämpfen sind. Der Riesen-Bärenklau kommt allerdings auch auf trockenen Standorten vor, ist hier aber nicht so wuchsfreudig. Das Gewächs wurde etwa seit 1900 als Gartenpflanze eingeführt. Zusätzlich wurde ihr ein wirtschaftlicher Nutzen als Bienenweide nachgesagt. Inzwischen ist aber ein Anbau dieses Neophyten in Deutschland genehmigungspflichtig. In einigen europäischen Ländern gibt es staatliche Programme zur Bekämpfung der Art.

Die gesundheitliche Gefährdung für die Menschen ergibt sich aus photosensibilisierenden Substanzen. Wenn man mit der Pflanze Kontakt hatte kann es in Verbindung mit anschließender Sonnenbestrahlung auf den betroffenen Hautflächen zu Entzündungen, Rötungen und sehr schmerzhaften Blasenbildungen kommen, die wochenlang anhalten können. Schlimmstenfalls ist auch ein Kreislaufschock möglich. Menschen mit Lungenerkrankungen sollten sich nicht in der Nähe von dem Riesen-Bärenklau aufhalten. Gasförmige Ausscheidungen der Pflanze könnten Atembeschwerden oder sogar eine länger andauernde Bronchitis verursachen. Besonders gefährlich ist der Riesen-Bärenklau für Kinder, die mit Pflanzenteilen spielen. Vergiftungen mit dieser Art können im schlimmsten Fall im Krankenhaus enden. Bei Kontakt mit der Pflanze sollten die betroffenen Stellen möglichst schnell sehr gründlich abgewaschen werden.

Der Riesen-Bärenklau sollte an seinen Standorten rigoros bekämpft werden. Besonders erfolgreich ist eine solche Bekämpfung, wenn man über die Jahre die unreifen Samenstände abschneidet. Dieser Zeitpunkt liegt ungefähr bei Mitte Juli. Die Samen dürfen nicht ausreifen und

müssen entsprechend entsorgt (Restmüll) werden. Bei den Bekämpfungsmaßnahmen sollte unbedingt Schutzkleidung getragen werden, die auch ein Durchdringen des Saftes der Pflanze durch die Kleidung auf die Haut verhindert. Die Bekämpfungsmaßnahmen sollten nicht im vollen Sonnenlicht, sondern möglichst bei bedecktem Himmel erfolgen.



Abb. 5: Riesen-Bärenklau im Raum Cloppenburg-Bühren (2000)

Problemneophyten in Naturflächen

Im Oldenburger Münsterland haben wir zurzeit vier Pflanzenarten, die für die heimische Natur extrem gefährlich sind. Alle vier Arten bedecken schon jetzt riesige Flächen, die damit für die heimischen Gefäßpflanzen und auch für die meisten Tierarten verloren sind. Mit ihren aggressiven Verbreitungsstrategien lassen sie der heimischen Flora keine Chance, ihr Territorium zu verteidigen. Wo sie Fuß gefasst haben, gibt es im Regelfall nur Pflanzengesellschaften, die von einer einzigen Art, dem neophytischen Eindringling, bestimmt werden. Besonders heftig agieren die beiden Knötericharten „Japanischer

Staudenknöterich“ (*Fallopia japonica*) und der „Sachalin-Staudenknöterich“ (*Fallopia sachalinensis*). Aus beiden Arten hat sich inzwischen ein Bastard entwickelt, der beide Arten noch an Aggressivität übertrifft, aber offenbar im Oldenburger Münsterland bisher noch nicht aufgetreten ist. Ein möglicher Ausgangspunkt für den Bastard könnte der Nordkreis Cloppenburg werden. Beide Elternarten sind hier auf engstem Raum und in engem Kontakt vertreten. Dieser Bastard ist erst in Europa entstanden. Alle Staudenknötericharten sind extrem schwer zu bekämpfen.

Wie so viele heutige Problempflanzen wurden auch die Staudenknötericharten als Zierpflanzen eingeführt (19. Jahrhundert). Außer Kontrolle geraten, fügen sie der Natur heute massive Schäden zu. Als „Grüne Pest“ bezeichnete Dr. E. Garve vom damaligen Niedersächsischen Landesamt für Ökologie den Staudenknöterich im Jahre 2002 in einer Pressemitteilung, der sich zu dieser Zeit von etwa 1950 an schon über ganz Niedersachsen verbreitet hatte. Die Heimat beider Knöteriche liegt im ostasiatischen Raum (China, Japan, Teile Russlands, Korea). Beide Arten wachsen sehr gern an lichten und feuchten Standorten, verschmähen aber auch halbschattige Lagen nicht. Grabenränder werden gerade im Oldenburger Münsterland gern erobert. Auch



Abb. 6: Japanischer Staudenknöterich im Barßeler Gebiet (2014)

Brachflächen aller Art oder Parkanlagen bleiben nicht verschont. An Verkehrswegen kann es zu starken Sichtbehinderungen, etwa in Kreuzungsbereichen, kommen, wenn der Knöterich hier nicht konsequent bekämpft wird.

Die Staudenknötericharten werden im Regelfall zwei bis vier Meter hoch. Die Stängel sind hohl und die ovalen, vorne zugespitzten Blätter werden bis zu 40 cm lang. Erst Ende Juli zeigen sich die ersten weißen Blüten. Die aus der Blüte entstehenden geflügelten Samen sind allerdings nicht keimfähig. Die oberirdischen Pflanzenteile sind sehr



Abb. 7: In einer inzwischen stillgelegten Sandgrube im Bollinger Moor hat der Sachalin-Staudenknöterich eine Fläche von über einem Hektar erobert (2014).

frostempfindlich und sterben auch bei späten Frösten im Frühjahr völlig ab. Aus den unterirdisch geschützten manchmal bis drei Meter tief wurzelnden Rhizomen wachsen aber schnell neue Triebe nach. Die Vermehrung der Pflanzen erfolgt ausschließlich über das Rhizomgeflecht. Schon kleine verschleppte Bruchstücke genügen, um neue, sich rasch vergrößernde Bestände zu bilden. Besonders schnell verbreiten sich die Arten an Fließgewässern, wenn abgebrochene Pflanzenteile mit dem Wasser transportiert werden. Wo sich so ein Pflanzenteil festsetzt, treibt es Wurzeln und erobert rasch die Umgebung.

Japanischer Staudenknöterich und Sachalin-Staudenknöterich unterscheiden sich auf den ersten Blick durch die wesentlich größeren Blätter, die der weniger verbreitete Sachalin-Staudenknöterich trägt.

Wo die beiden Knötericharten auftreten, haben heimische Pflanzenarten in kurzer Zeit das Nachsehen. Der gewaltigen Wuchskraft der Knöteriche sind sie schon nach kurzer Zeit hoffnungslos unterlegen. Die Verdrängung der einheimischen Flora ist das Hauptproblem dieser Neophyten, die den heimischen Pflanzen mit ihrer Blattmasse das Licht nehmen. Die Schnelligkeit, mit der die Verbreitung der Neophyten voran schreitet ist beängstigend. Ein Nutzen oder eine Bereicherung der Natur mit den Staudenknöterichen ist nicht erkennbar. Als Futterpflanzen sind sie unwirtschaftlich und werden vom Vieh auch nicht gern gefressen. Selbst Wildtiere einschließlich der heimischen Insekten verschmähen diese Pflanzen.

Die Bekämpfung und Ausrottung der Knöteriche dauert Jahre. Mit einer chemischen Bekämpfung wird zwar die Blattmasse vernichtet, die Rhizome erreicht das Gift aber meistens nicht. Außerdem ist der Einsatz von chemischen Mitteln in den meisten Fällen an den jeweiligen Wuchsorten unzulässig. Es bleibt eigentlich nur die Maßnahme des Ausgrabens der Pflanze mit einem möglichst großen Rhizomstück. Für diese Art der Bekämpfung sollte man den Herbst als Termin ins Auge fassen und zwar die Zeit kurz vor der Rückführung der Nährstoffe aus der Blattmasse in die Rhizome. So wird der Bestand nachhaltig geschwächt. Danach sollte die befallene Fläche mindestens drei Jahre mit einer lichtundurchlässigen Folie abgedeckt werden. Auch die mehrmalige Mahd der Knöterichflächen trägt zur Schwächung des Bestandes bei, ist aber sehr zeitaufwendig und muss ebenfalls über Jahre erfolgen.



Abb. 8: Drüsiges Springkraut am Idasee in Idafebn (2014)



Abb. 9: Dieser Bestand wurde in Kokenmühle gefunden (2011).

Als sehr schöne Pflanze und auch im Bestand als gute Bienenweide präsentiert sich das „Drüsige Springkraut“ (*Impatiens glandulifera*) dem Betrachter. Gleiches gilt auch für das sehr viel weniger große „Kleine Springkraut“ (*Impatiens parviflora*). Mit den springenden Samen kann man ganze Schulklassen faszinieren und beschäftigen. Dort, wo es sehr feucht ist, breiten sich meistens riesige Bestände des Drüsigen Springkrauts aus.

Die neophytischen Springkrautarten gehören zu den Gewächsen, die massiv den heimischen Pflanzenarten den Lebensraum streitig machen. Als besonders krasses Beispiel kann hier die Entwicklung des Bexad-detals in Damme angeführt werden. Gerade die besonders wertvollen Quellbereiche mit den im Oldenburger Münsterland extrem seltenen Pflanzengesellschaften solcher Biotope sind inzwischen fast vollständig vernichtet worden. Das Drüsige Springkraut hat den gesamten Talgrund überwuchert. Die schwierige Geländesituation macht eine Bekämpfung der Art mehr oder weniger fast unmöglich. Die morastigen Quellsümpfe erschweren diese Arbeit. Sie können nur mit größter



Abb. 10: Das Kleine Springkraut; hier in einem Garten in Bollingen (2011)

Mühe betreten werden. Gerade dort wäre die Bekämpfung der Art besonders wichtig. Es gibt im Oldenburger Münsterland viele Naturbereiche, die in ähnlicher Weise vom Drüsigen Springkraut bedrängt werden. In den meisten Fällen wird der heimischen Pflanzenwelt schwerer Schaden zugefügt, der kaum noch reparabel ist.

Impatiens glandulifera gehört zu den einjährigen Krautpflanzen. Der Himalaya ist die ursprüngliche Heimat dieser Art. Inzwischen ist sie fast weltweit verbreitet und etabliert sich hauptsächlich dort, wo nährstoffreiche, feuchte oder nasse Böden vorhanden sind. Innerhalb relativ kurzer Zeit erreicht sie eine Höhe von zwei Metern. Abgerissene Teile bewurzeln sich sofort und tragen auch so zur Verbreitung bei. Die Hauptverbreitung erfolgt allerdings über die Samen, die mit einem Schleudermechanismus mehrere Meter weit in alle Richtungen verbreitet werden. Pro Pflanze werden bis zu 4.000 Samen produziert, die über Jahre keimfähig bleiben.

Die Bekämpfung der riesigen Bestände des Drüsigen Springkrauts gelingt nur, wenn über Jahre alle Pflanzen möglichst vor der Blüte vollständig aus befallenen Gebieten entfernt werden. Diese Riesenaufgabe dürfte sich heute schon aus Kostengründen aber auch vom Arbeitsaufwand her als unmöglich erweisen. Wir haben den Kampf gegen die meisten Neophyten, die uns und unsere Natur bedrohen, wohl schon verloren. Es lassen sich eventuell noch inselartig Erfolge erzielen, und hier sollten wir die Bekämpfung nicht aufgeben.

Nicht weniger gefährlich für die heimische Natur und deren Pflanzengesellschaften ist das gelb blühende Kleine Springkraut.

Weitere Neophyten, die im Oldenburger Münsterland vorkommen und in unterschiedlicher Hinsicht für die freie Natur sowie Land- und Forstwirtschaft eine sehr ernst zu nehmende Bedrohung sind

Eine vollständige Liste der Neophyten des Oldenburger Münsterlandes kann aus der vom Naturkundeausschuss herausgegebenen Flora des Oldenburger Münsterlandes erarbeitet werden. Diese Flora ist in der Heimatbibliothek des Oldenburger Münsterlandes in Vechta einsehbar. Einige besonders auffällige Arten, über die man auch evtl. in einem weiteren Aufsatz schreiben könnte, werden nachfolgend genannt: *Abutilon theophrasti* - Samtpappel, *Acorus calamus* - Indischer Kalmus,



Amaranthus powellii - Grünähriger Amarant, *Amaranthus retroflexus* - Grünähriger Amarant, *Amelanchier lamarckii* - Kupfer-Felsenbirne, *Anthoxanthum aristatum* - Begranntes Ruchgras, *Aronia x prunifolia* - Apfelbeere, *Arum italicum* - Italienischer Aronstab, *Atriplex micrantha* - Verschiedensamige Melde, *Bidens frondosa* - Schwarzfrüchtiger Zweizahn, *Bromus inermis* - Wehrlose Trespe, *Chamaesyce maculata* - Gefleckte Wolfsmilch, *Claytonia perfoliata* - Tellerkraut, *Conyza canadensis* - Kanadisches Berufskraut, *Crassula helmsii* - Nadelkraut, *Cuscuta scandens* - Knöterich Seide, *Dittrichia graveolens* - Klebriger Alant, *Echinochloa muricata* - Stachelfrüchtige Hühnerhirse, *Elodea canadensis* - Kanadische Wasserpest, *Elodea nuttallii* - Schmalblättrige Wasserpest, *Elymus obtusiflorus* - Stumpfbliätige Quecke, *Epilobium ciliatum* - Drüsiges Weidenröschen, *Eragrostis minor* - Kleines Liebesgras, *Festuca brevipila* - Raublättriger Schafschwingel, *Galinsoga ciliata* - Behaartes Franzosenkraut, *Galinsoga parviflora* - Kleinblütiges Franzosenkraut, *Juncus tenuis* - Zarte Binse, *Lunaria annua* - Einjähriges Silberblatt, *Lupinus polyphyllus* - Lupine, *Lysimachia punctata* - Garten-Gilbweiderich, *Matricaria discoidea* - Strahlenlose Kamille, *Narcissus pseudonarcissus* - Gelbe Narzisse, *Oenothera biennis* - Gewöhnliche Nachtkerze, *Oxalis corniculata* - Gehörnter Sauerklee, *Parthenocissus inserta* - Fünfblättriger Wein, *Populus alba* - Silber-Pappel, *Portulaca oleracea* - Portulak, *Prunus serotina* - Späte Trauben-Kirsche, *Quercus rubra* - Rot-Eiche, *Rubus armeniacus* - Armenische Brombeere, *Rubus laciniatus* - Schlitzblättrige Brombeere, *Sagittaria sagittifolia* - Gewöhnliches Pfeilkraut, *Senecio inaequidens* - Schmalblättriges Greiskraut, *Solidago canadensis* - Goldrute, *Solidago gigantea* - Goldrute, *Trifolium hybridum* - Schweden-Klee, *Vaccinium angustifolium* x *V. corymbosum* - Strauch-Heidelbeere, *Veronica peregrina* - Fremder Ehrenpreis.

Jede dieser in der Liste aufgeführten Arten richtet schwere Schäden in der heimischen Natur, aber auch in der Land- und Forstwirtschaft an. Einige Arten, z.B. Kalmus, Franzosenkraut, Goldrute oder Zarte Binse sind uns so vertraut, dass wir sie eigentlich als einheimische Arten ansehen. Andere Arten kommen uns sofort fremdländisch vor, wenn wir sie sehen, z.B. das Schmalblättrige Greiskraut oder die Samtpappel. Allen ist gemein, sie haben an ihren Wuchsorten die indigenen Pflanzen verdrängt. Die heimische Pflanzenwelt hat sich über die Jahrtausende nach der Eiszeit in einem sehr sensiblen System

organisiert. Dieses sehr feine und abgestimmte System wird nun nicht mehr wie in der Vergangenheit sehr behutsam mit neuen eingewanderten Arten konfrontiert, sondern massiv von aggressiven Neubürgern überschwemmt. Besonders entlang der verschiedenen Verkehrswege kommt es zu einem Massenimport fremder Arten. Die meisten der eingeschleppten Pflanzenarten können sich hier zwar nicht etablieren. Aber die wenigen und immer mehr werdenden Pflanzen, die hier Fuß gefasst haben, haben inzwischen ganze Arbeit geleistet und die ursprüngliche Artenzusammensetzung radikal verändert.

Zum Schluss möchte ich die Frage stellen, ob wir diesen Wandel in der Natur gelassen hinnehmen sollen, oder müssen wir uns dagegen wehren? Durch den Klimawandel wird es hier auch im Oldenburger Münsterland zu einer Systemveränderung der Pflanzengesellschaften kommen, die wir nicht aufhalten können. Sollen wir die jetzige heimische Natur an den Tropf legen, damit sie uns in kleinen Teilen erhalten bleibt, oder sollten wir nur die schlimmsten Auswüchse der Invasion der Neophyten Einhalt gebieten und sich entwickeln lassen, was sich auf Dauer entwickeln wird. Ich kann darauf leider auch keine Antwort geben.

Quellenmaterial:

Garve, E. (2007): Verbreitungsatlas der Farn- und Blütenpflanzen in Niedersachsen und Bremen. - Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen, Heft 43.

Hericks, F.; Laumann, T.; Olberding, P.; Willenborg, A.; Zöpfigen, F. unter der besonderen Unterstützung von Feder, J. (2014): Gefäßpflanzen des Oldenburger Münsterlandes und seiner Umgebung. - Ausschuss für Naturkunde. - Heimatbund Oldenburger Münsterland, Cloppenburg und Vechta.

Wagner J. (1949-1990): Pflanzenkartei Oldenburger Münsterland. - Handschriftliche Aufzeichnungen.

Internet: Wikipedia mit verschiedenen Beiträgen.

Fotos: Franz Hericks

Björn Staggendorf

„Im Herrenholz“

Ein Kompensationsflächenpool der Niedersächsischen Landesforsten

Porträt Herrenholz

Im Nordosten des Landkreises Vechta in der Gemeinde Goldenstedt liegt das Herrenholz. Das Waldgebiet umfasst heute etwa 700 Hektar und gehört damit neben den Dammer Bergen zu den großen geschlossenen Wäldern im sonst waldarmen Landkreis. Den Niedersächsischen Landesforsten (NLF) gehören im Herrenholz etwa 400 Hektar Wald und Wiesen.

Von Nord nach Süd fließt die Schlochterbäke durch das Herrenholz, die Quelle des Baches liegt nördlich des Herrenholzes nahe einem Schlatt (Heideweiher). Der Twillbach entspringt in Wöstendöllen und mündet im Wald in die Schlochterbäke. Die Gestalt der Waldbäche kommt ihrem natürlichen Zustand sehr nahe.

Die Wälder unserer Heimat wurden im Mittelalter (17./18. Jahrhundert) stark übernutzt und devastierten zum Beispiel in Heide. Teile des Herrenholzes haben diese Zeit jedoch überstanden, und der Wald hat besonders im nördlichen Bereich auf den ersten Blick einen wilden und urwaldähnlichen Charakter. Jedoch ist die mittelalterliche Nutzung auch am Herrenholz nicht spurlos vorbei gegangen und bei genauerer Betrachtung erkennt man den früheren menschlichen Einfluss.

Naturschutzfachliche Bedeutung

Im Nordteil des Herrenholzes wurde bereits 1953 ein Naturschutzgebiet deklariert: „Zweck der Unterschutzstellung ist die Sicherung und Entwicklung der standorttypischen Eichen-Hainbuchen- und Buchen-Eichen-Waldgesellschaften als Ökosystem auf der Grundlage der potenziell natürlichen Vegetation mit den charakteristischen Pflanzen- und Tierarten.“¹